



Zur Einführung

Es war schon immer schwierig, Außenstehenden (z. B. auch Kommunalpolitikerinnen und -politikern) nahezubringen, was offene Kinder- und Jugendarbeit eigentlich ausmacht. Dies gilt selbst für die Kinderjahre der offenen Arbeit, in denen sich die Einrichtungen kaum voneinander unterschieden haben. In der Regel gab es einen größeren Raum, meist belegt von der Tischtennisplatte, einen oder mehrere Werkräume und – für was auch immer – den Gruppenraum. Aber welchen Nutzen oder sogar Sinn sahen Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter darin, für alle Kinder und Jugendlichen eines Gemeinwesens solche frei zugänglichen Räume anzubieten?

Die amerikanischen Gründer der offenen Kinder- und Jugendarbeit in der Bundesrepublik sahen dies pragmatisch: *„Jeder kann kommen und gehen, wann er will, kann tun und lassen, was er will, solange er niemand anderen stört“*. Damit war für einen ehemaligen GI, der in den frühen 50er Jahren Leiter des Jugendhauses im schwäbischen Göppingen war, der Sinn offener Arbeit auch dreißig Jahre später zumindest in einem ersten Ansatz hinreichend beschrieben. Da er inzwischen Professor an einem College war, kann man ihm wohl trotz dieser eher schlicht anmutenden Formulierung pädagogische Absichten nicht so ohne weiteres absprechen.

Es wird niemand überraschen, dass sich dagegen Widerstand regte. *„Rumgammeln gab es bei uns nicht!“*, kommentierte ein ehemaliger Geschäftsführer eines großen badischen Trägers solchen Unsinn. Wer kam, hatte sich *„sinnvoll zu beschäftigen“*. Aber auch diese Knebelpädagogik, gegen die sich Kinder und Jugendliche übrigens gewitzt zur Wehr setzten, hatte nicht lange Bestand. **C. W. Müller** krempelte die Berliner „Häuser der offenen Tür“ in den frühen 60er Jahren um und bemühte sich, seine einerseits durchaus ernst gemeinte, andererseits auch bewusst provozierende Formel von der offenen Kinder- und Jugendarbeit als *„anspruchslöse Jugendarbeit“* zu verbreiten. Für keinen geringeren als **Klaus Mollenhauer** waren die Berliner Jugendhäuser damit zu einem *„Prototyp moderner Sozialpädagogik“* geworden und er entdeckte die dort neu eingebauten Theken als – modern ausgedrückt – Orte vielfältiger Bildungsgelegenheiten.

Die 70er Jahren brachten dann bekanntlich einen Professionalisierungsschub für die offene Kinder- und Jugendarbeit, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wurden nun an Fachhochschulen für Sozialpädagogik oder an Universitäten

ausgebildet. Gleichzeitig setzte ein Differenzierungsprozess ein, unterschiedliche Einrichtungstypen entstanden: Zum Beispiel selbstverwaltete Jugendzentren, Jugendfarmen und Aktivspielplätze, Spielmobile, zentrale Einrichtungen als Ergänzung zu den Stadtteiljugendhäusern, später dann spezielle Einrichtungen für Mädchen, usw. Die Versuche, offene Kinder- und Jugendarbeit zu charakterisieren, wurden daher zwangsläufig vielfältiger. Gleichzeitig veränderte sich die Fragestellung: Aus „Was ist Jugendarbeit“ (**Giesecke, Kentler, Mollenhauer, Müller 1964**) wurde „Wozu Jugendarbeit?“ (**Böhnisch, Münchmeier 1989**).

Man darf vermuten, dass all diese Fachdiskussionen das alte Problem, offene Kinder- und Jugendarbeit für Außenstehende verständlicher zu machen, nicht unbedingt erledigt haben. Die großen Unterschiede hinsichtlich Ausstattung, Arbeitsweise, Angeboten und Zielgruppen, eben die Vielfalt der offenen Arbeit machen dies auch nicht unbedingt einfach. Sieht man die offene Kinder- und Jugendarbeit als Ganzes, wurden die Charakterisierungen geradezu zwangsläufig abstrakter (theoretischer).

Seit diese Zeitschrift vor etwa 25 Jahren gegründet wurde, haben wir daher wiederholt einen etwas anderen Weg gewählt und immer wieder Ausgaben zu „Einrichtungen“ gemacht. Wir haben Kolleginnen und Kollegen gebeten, ihr Haus aus ihrer jeweiligen Perspektive zu beschreiben; das heißt zu erläutern, was aus ihrer Sicht das Wesentliche an ihrer offenen Kinder- und Jugendarbeit, an ihrem Jugendhaus, ihrem Spielplatz ist. Wir fragen dabei nicht nach dem Allgemeinen, sondern nach dem jeweils Besonderen.

In diesem Heft beschreibt **Theo Koch** ein selbstverwaltetes Jugendzentrum im Saarland. Sein Bericht verweist einerseits auf ein beachtliches ehrenamtliches Engagement, andererseits darauf, wie Jugendliche in einer Gemeinde zum allgemein anerkannten Anbieter kultureller Veranstaltungen werden.

Sebastian Köhler erläutert die Arbeitsweise des von ihm geleiteten Abenteuer- und Bauspielplatzes in Münster. Er stellt die pädagogischen Grundlagen dieser Arbeit, die Zielsetzungen und damit korrespondierende Handlungsorientierungen in den Mittelpunkt seines Aufsatzes.

Gerd Wanken beschreibt zunächst die vielfältigen Angebote seines Jugendhauses in Bitburg. Sein besonderer Fokus liegt dabei auf dem ehrenamtlichen Engagement, aber auch auf inklusiven Angeboten und der Verankerung der Einrichtung im Gemeinwesen. Die offene Kinder- und Jugendarbeit – so seine These – steht durch die Veränderungen im Bereich der Schule und den wachsenden Bedarf von Eltern im Hinblick auf Betreuung ihres Nachwuchses vor nicht zu unterschätzenden Herausforderungen.

Anke Wiemann beschreibt eine weitere Einrichtung in Münster, einen Jugendtreff für „Menschen, die sich als lesbisch, schwul, bi, trans* und/oder inter* definieren, oder für die keines der geläufigen Label zur Beschreibung der eigenen Geschlechtsidentität oder Sexualität passend ist“. Ihr geht es um die besonderen Interessen und Bedürfnisse dieser Jugendlichen.

Stephan Kemper erläutert detailliert die breite Angebotspalette in seiner Bonner Einrichtung und bezieht diese auf die in der Stadt geltende Rahmenkonzeption und die im Sozialraum erkennbaren Interessen und Bedürfnisse.

MitarbeiterInnen und BesucherInnen gilt ihr Jugendhaus „Villa Bacho“ als „klein, aber fein“. Gemeinsam beschreiben sie den Alltag in der Einrichtung und einige Rahmenbedingungen.

David Henkel konzentriert sich wiederum auf die unterschiedlichen Angebote in der „Offenen Tür Grevenbrück“. Neben Angeboten für Kinder und Jugendliche im Jugendzentrum gibt es auch einen Außenbereich, „Events“, Kooperationen mit Schulen und ein Angebot für Senioren.

Selbstverständlich lässt sich auch aus diesen Berichten keine allgemein gültige, kurze, präzise Definition „der“ offenen Kinder- und Jugendarbeit ableiten, sofern es diese überhaupt gibt. Aber vielleicht regen ja einige der eingangs kurz zitierten Formulierungen dazu an, mit Interessierten ein Gespräch darüber anzuzetteln, was offene Kinder- und Jugendarbeit ist und wozu sie taugt oder taugen kann. Denn in all diesen hier beschriebenen Einrichtungen gibt es tatsächlich keine Voraussetzungen für den Besuch, sie ist insofern „anspruchlos“. „Jeder kann kommen und gehen, wann er will“ und wer aufmerksam lauscht, wird in den Gesprächen an der Theke oder (heutzutage) in der Raucherecke viele ernsthafte „Themen“ entdecken, also „Bildungsgelegenheiten“, wie **Klaus Mollenhauer** oder auch **Burkhard Müller** gesagt hätten.